

Textvorlage für Eröffnung Ausstellung

Franz Meiller
[2polar]



Lassen Sie mich mit einer Textpassage aus Sten Nadolnys Roman „Die Entdeckung der Langsamkeit“ beginnen. Nadolny erzählt darin die Geschichte des britischen Seeoffiziers und Entdeckers John Franklin, dessen Augen und Ohren jeden Augenblick eigentümlich lange festhalten. John Franklin ist ein langsamer Mensch.

„John Franklin war schon zehn Jahre alt und noch immer so langsam, dass er keinen Ball fangen konnte. Er hielt für die anderen die Schnur. Vom tiefsten Ast des Baums reichte sie herüber bis in seine emporgestreckte Hand. Er hielt sie so gut wie der Baum, er senkte den Arm nicht vor dem Ende des Spiels. Als Schnurhalter war er gesegnet wie kein anderes Kind in Spilsby oder sogar in Lincolnshire. Aus dem Fenster des Rathauses sah der Schreiber herüber. Sein Blick schien anerkennend.“

Langsamkeit wird häufig als etwas Negatives empfunden, jedoch wird sie auch dem technischen Fortschritt, der Schnelllebigkeit und dem Leistungsanspruch unserer Zeit entgegengesetzt - als Voraussetzung für Lebensgefühl, Menschlichkeit und Selbstgewissheit. Ein reduziertes Tempo bedeutet Genussfähigkeit, Verantwortungsgefühl und Respekt. So wie sich bei John Franklin die Eindrücke festkrallten, er die Zeit anders wahrnahm als wir, so weiß man von einigen Menschen, dass sie eine gewisse Zeitspanne zu ihren Gunsten manipulieren, dehnen können, um ihre Wahrnehmung zu erweitern. Profisportler entwickeln beispielsweise eine andere Art der Wahrnehmung: sie können den Ball in langsamerer Geschwindigkeit fliegen sehen. Die Fähigkeit, die Zeit zu dehnen, Abläufe zu verlangsamen ist auch für uns alle wünschenswert. Langsamkeit bringt Ruhe in die Hektik des Alltags. Oft hetzen wir von A nach B - Wege werden des Zieles wegen zurückgelegt.

Wir mögen keinen Stillstand. Auch keine Langsamkeit. So haben einige der neuesten Smartphones eine Live-Foto Funktion, mit der bei darauf halten des Fingers sich das fotografierte Geschehen kurz bewegt, quasi zurückspult und die Sekundenbruchteile vor seinem Entstehen zeigt. Auch sonst sind die neuen Smartphones auf Schnelligkeit ausgelegt, alles hat schnell zu sein, schnell zu funktionieren. Auch Planbarkeit wird häufig als angenehmer empfunden, viele von uns mögen keine unerwarteten Dinge mehr. Wir sind es gewohnt Ereignisse planen und beeinflussen zu können, mögen keine Überraschungen, haben es lieber vorhersehbar, vertraut. Die heutigen technischen Möglichkeiten machen dies möglicher, denn je. Vielleicht ist es ein bisschen so, dass wir es auch nicht mehr gewohnt sind, dass uns das Leben einfach etwas gibt, etwas Schönes. Interessantes - von sich aus. Etwas, das einfach da ist, das wir nur beachten müssen: sei es der Umriss eines Baumes, der an eine Gestalt erinnert, eine interessante Spiegelung, ein Schattenwurf, der besonders aussieht oder ein außergewöhnliches Zusammentreffen von Personen...

Doch gerade dieses Beachten ist das Problem. Häufig nehmen wir Momente, natürliche Konstellationen unserer Welt nicht mehr wahr oder wir beachten sie nicht. Und wenn, geht es zu schnell. Die Momente entschlüpfen. Wir sind häufig nicht in der Lage, offen zu sein. Die Zeit zerfließt uns.

Diese veränderte Lebensgeschwindigkeit ist ein soziokulturelles Problem. Sten Nadolnys Buch ein Aufruf, sich dem Geißel der Geschwindigkeit nicht zu ergeben. Nadolnys Roman befreit die Langsamkeit von ihrem negativen Image. Hier kehrt sie sich in große Ruhe um. Diese Ruhe ist es, die Nadolny auskostet, sodass man gar nicht begreifen kann, wie er daraus zugleich so viel Spannung erzeugen kann.

Auch Franz Meillers Fotografien vereinen in sich diese beiden Pole: Ruhe und Spannung zugleich. Sie zeigen besondere Augenblicke, die wir in der Schnelllebigkeit unseres Alltags häufig nicht wahrnehmen und vereinen Gegensätze, scheinbar Unzusammenhängendes. Betrachten wir zum Beispiel die Fotografie mit dem Titel [2polar], 2016. Es ist das Foto, das auch für die Einladungskarte dieser Ausstellung ausgewählt wurde, gleichnamig mit dem Titel der Ausstellung:

Zu sehen ist ein Geschehen, das sich vor einem Gebäude mit der Aufschrift FRISEUR abspielt. (Diese Aufschrift wirkt befremdlich und vertraut zugleich, besitzt eine Art Allgemeingültigkeit, es ist nicht aufgeführt, um welchen Friseur es sich handelt). Vor diesem Gebäude rasen drei junge Frauen auf Inline Skates von rechts nach links - die schnelle Bewegung ist erkennbar an den verschwommenen Konturen. Hinter ihnen geht eine ältere Dame gebeugt an einem Stock von links nach rechts - ein Gegensatz, wie er schöner nicht sein könnte: links - rechts, alt - jung, schnell - langsam. Rechts im Bild ein Mann, er erscheint regungslos, vermutlich läuft er jedoch nur so langsam, dass es wie stillstehend wirkt - langsam, Langsamkeit, da haben wir sie wieder.

Franz Meillers Fotografien schmuggeln wie nebenbei das Recht ein, die Welt in ihrer Eigenen Geschwindigkeit zu entdecken. In jedem seiner Fotografien zeigt sich sein Gespür für das Besondere im Einfachen. Er macht auf das Naheliegendste aufmerksam, setzt das,

was uns vertraut ist, in einen anderen Zusammenhang, überschreitet gewohnte Ordnungen und weist auf Außer- ordentliches hin.

Die Szenen auf Meillers Fotos sind nicht arrangiert, inszeniert; wir sind verlockt dies zu denken, sind es doch so oft so außergewöhnliche Kombinationen, „die, – so kommt uns zunächst in den Sinn – so doch gar nicht sein können“. Und doch - Meiller zeigt einfach das Leben wie es um uns herum stattfindet: Gebäude, Spiegelungen, Menschen, Architekturelemente, Straßenszenen, Stadtraum, bewegtes Geschehen, ungewöhnliche Momente. Meiller sieht sie; intuitiv findet er den richtigen Zeitpunkt, um zu handeln, In Sekundenschnelle erfasst er das Geschehen, das sich um ihn herum abspielt und hält es fest. Er fotografiert von ungewöhnlichen Standorten aus, nimmt ungewöhnliche Blickwinkel ein, zeigt besondere Bildausschnitte, kehrt den Kern der Wahrheit nach außen, schafft Metaphern.

Die alten Griechen unterschieden zwischen *Chronos*, dem bloßen Zeitablauf, und *Kairos*, dem erfüllten Jetzt. So kann ein Augenblick jahrelanges Wachsen in sich vollenden, erfüllen.

„Wirklichkeit ist nicht, was schlicht der Fall ist, sondern was sich unter bestimmten Auswahlbedingungen ver-wirklicht.“ (Bernhard Waldenfels *1934, Philosoph). Meillers Fotos zeigen Augenblicke, die aus sich selbst herauswachsen. Sie bringen uns ein bisschen dazu, die Welt neu zu entdecken, Vorhandenes neu zu sehen und ein bisschen ruhiger in uns zu sein.

Maik Wolf – Techtotem



Verlassene Orte haben manchmal etwas Geheimnisvolles an sich. Etwas Ungewohntes, Unwirkliches. Wenn es zu still ist, zu einsam, wirkt zuweilen auch unsere gewohnte Lebenswelt unecht und zieht uns zugleich magisch an. Wir schauen genauer hin, spüren und hinterfragen. "Wenn man Wirklichkeit beobachtet, wird sie schnell surreal. Magisch ist Realität sowieso" sagt Maik Wolf, der vom 4. Juli bis 29. August 2015 mit seiner Ausstellung TECHTOTEM in der Galerie Michael Schultz zu sehen ist.

Wolfs Werke zeigen surreal anmutende Momente unserer Lebenswelt: verlassene Stadtansichten, architektonische Ensembles, karge Landschaften in fahles, künstliches Licht getaucht. Als Inspiration dienen ihm eigene Fotografien und digitale Skizzen sowie seine Phantasie. Während seine früheren Werke noch wirklichkeitsgetreue Darstellungen zeigen, enthalten seine späteren Arbeiten zunehmend surreale Arrangements. So finden sich inmitten von Landschaften einzelne Buchstaben, Formen, Symbole, Zahlen in unterschiedlicher Größe und ohne erkennbaren Bezug. Nichts ist fremd im Einzelnen, die Kombination jedoch gibt Rätsel auf, gleich Projektionsflächen des Unterbewusstes das zwar Vertrautes hervorbringt, es jedoch für unser Bewusstsein oft verschlüsselt hält.

Die Titel der Bilder sind ebenso sowohl komplex als auch rätselhaft und spielen auf den Bildinhalt an. Seine neueste Serie „Vexiere“ referiert an Vexierspiele (lat. vexare „plagen“), Rätselspiele, die gelöst, entwirrt oder sinnvoll zusammengesetzt werden sollen. Wie überdimensionale Bauklötze für Riesen liegen die Formen, Buchstaben und Zahlen umher, laden ein, mit ihnen zu spielen. Seine Werke schaffen neue Wirklichkeiten, in denen wir als ihre Betrachter uns verorten, Raum gewinnen für Reflexion und beginnen, auch in der heutigen Schnelllebigkeit unseres Alltags, Leere zu fühlen, Stille zu ertragen und mit ihrer surrealen Rätselhaftigkeit, das zu hinterfragen, was wir als gewohnt empfinden.

Maik Wolf studierte an der Hochschule für Kunst und Design in Halle und an der École Nationale Supérieure des Beaux-Arts in Paris. Er lebt und arbeitet in Berlin.

Römer + Römer – Wo ist eigentlich gestern



Ein quietschgrünes, lachendes Dekorations-Froschgesicht schwebt in Römer + Römers neuester Arbeit *Wo ist eigentlich gestern* über einer ausgelassen feiernden Menschenmenge. Im Vordergrund schaut ein junger Mann mit dunkler Sonnenbrille frontal in die Kamera und holt uns als Betrachter inmitten in das Geschehen – ein charakteristisches Vorgehen der beiden Künstler. Nicht nur außenstehender Beobachter zu sein, sondern einen

Moment einzufangen, den sie persönlich erlebt haben und diesen dem Betrachter ‚erlebbar machen‘. Hierzu besuchen Torsten Römer (geb. 1968 in Aachen) und Nina Römer (geb. als Nina Tangian

1978 in Moskau) die unterschiedlichsten Orte und lassen sich inspirieren vom politischen und urbanen Leben.

Inspirationsquelle für ihre neuesten Werke ist das „Fusion-Festival“, eine Technoveranstaltung, die jährlich in Lärz (Mecklenburg) stattfindet. Seit 1997 veranstaltet ein unabhängiger Kulturverein auf dem Gelände eines verlassenen Militärflugplatzes das Musik- und Kulturfestival, an dem mittlerweile 60.000 bis 70.000 Festivalbesucher teilnehmen. Drei Jahre nacheinander haben Nina und Torsten Römer immer wieder das Festival aufgesucht – jeden Sommer von 2012 bis 2014 - sind eingetaucht in das bunte Treiben und haben, nach gewohnter Manier, außergewöhnliche Alltagszenen auf Fotos festgehalten, die ihnen als Vorlage für ihre Ölgemälde dienen. Die Fotos wurden am Computer bearbeitet, montiert, verfremdet und anschließend in einer Vielzahl aus einzelnen Farbpunkten und Farbflecken, dem charakteristischen Stil der beiden Künstler, auf Leinwand übertragen.

Römer + Römer fangen in ihren Werken stets einen bestimmten, ephemeren Moment in einem bewegten Geschehen ein. Mit einer virtuoson Empathie erschaffen sie Szenen, die der Betrachter in Gedanken vervollständigt, Szenen, die ihn Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich assoziieren lassen. Was ging dem dargestellten Moment unmittelbar voraus? Was folgt ihm? In der Arbeit *Sputnik* scheint die Zeit für



einen Augenblick still zu stehen, zwei sich umarmende Leute stehen auf einer Wiese, im Hintergrund ein raketenförmiges Objekt und sternförmige Leuchtkörper. *Begrüßen sich die beiden? Verabschieden sie sich? Betrachten sie gemeinsam den Sonnenaufgang?* - Fragen, die sich unmittelbar stellen...

Römer + Römer studierten an der Kunstakademie Düsseldorf und wurden gemeinsam Meisterschüler von A. R. Penck. Sie verzeichnen zahlreiche internationale Einzel- und Gruppenausstellungen, wie u.a. im Today Art Museum in Peking, in der Galerie Freight+Volume in New York, im Palais de Tokyo

in Paris, im koreanischen Gwangju Art Museum und im Museum Angewandte Kunst in Frankfurt sowie Biennale- Teilnahmen, darunter die 56. Biennale Venedig. Sie leben und arbeiten in Berlin.

Die Ausstellung „Wo ist eigentlich gestern“ zeigt Römer + Römers atmosphärischen Einblick in das „Fusion- Festival“ mit einer Auswahl an Werken unterschiedlichster Formate, darunter auch sehr schmale Hochformate und ovale Leinwände.

Text in Broschüre der Künstlerin Kejoo Park

Von der Einheit der Gegensätze

Für die Malerin, Architektin und Landschaftskünstlerin Kejoo Park sind Natur und Architektur wichtige Bezugspunkte. Natur differenziert sie zum einen in das „nicht von Menschen Erschaffene“ und zum anderen in die „Natur des Menschen“, seinen innersten Charakter. Park beschäftigt der Gedanke, dass wir nie unmittelbar diejenigen sein können, die wir von unserem innersten Wesen her sind. Es geht ihr um das individuelle Naturmoment im Menschen, das nicht als solches, sondern erst in seiner gesellschaftlichen Form in Erscheinung treten kann. Individualität entsteht durch das Einwirken von und durch die Auseinandersetzung mit äußeren (gesellschaftlichen) Strukturen. Letztere schaffen wir wiederum selbst und somit sind wir einem Wechselverhältnis ausgesetzt. Die Dualität von „Innen-“ und „Außenwelt“ ist der rote Faden in Kejoo Parks künstlerischem Schaffen. Sie thematisiert das Moment, in dem inneres Wesen und äußere Einflüsse aufeinandertreffen.

Der Taoistischen Philosophie eng verbunden, die ähnlich dem romantischen Gedanken eine Einheit mit der Natur anstrebt, kritisiert die gebürtige Südkoreanerin die heutige Entfremdung von Mensch und Natur. Wir entfremden uns sowohl von Wald, Pflanzen, Tieren als auch von unserer inneren Natur, von uns selbst, da wir in unserer von Oberflächlichkeit geprägten Welt keinen wahrhaften Zugang mehr zu uns haben. Park bringt hiermit ihre Sicht auf die, wie sie sagt, „Like-Gesellschaft der heutigen Zeit“ zum Ausdruck, in der wir immer mehr nach oberflächlichen, gefälligen Wahrheiten verlangen und diese auch wechselseitig erzeugen: In Facebook präsentieren wir uns von unserer besten Seite, alles habe toll, wunderbar zu sein. Schönes halte die Kommunikation am Laufen; es sei schnell bewertet, schnell geklickt. Häufig werde zugestimmt, ohne zu hinterfragen, „geliked“, was augenscheinlich gefalle und was gefällig sei. Tiefere, auch kritische Wahrheiten, die den zunächst gefällig scheinenden Themen anhaften, lassen wir häufig nicht zutage treten. Aber: Unser Innerstes funktioniert nicht ohne Gegensätze. Wahrheit hat nicht gefällig zu sein.

Kejoo Park strebt in ihren Werken eine innere Ruhe und Ausgeglichenheit an. Ihre frühen Arbeiten sind rein informelle Werke. Ihr Duktus gleicht Pierre Soulages. Von der asiatisch traditionellen Kalligraphie beeinflusst, haben Parks Werke kalligraphischen Charakter, jedoch empfindet sie für sich, wie auch Soulages, eine eigene, persönliche kalligraphische Sprache. Seit einigen Jahren komponiert sie immer mehr die Szenerie ihrer Werke, setzt verschiedene Techniken und Materialien ein. Sie kombiniert mit Pinsel und Spachtel gestrich aufgetragene Acrylfarbe auf Leinwand oder Aluminiumplatten als Bildträger mit geklebt-collagierten oder mit Schablone aufgesprützten Elementen, verwendet Silberspray. Fotos übermalt sie im Stil Arnulf Rainers. Vielschichtig verbindet sie das, was ursprünglich nicht zusammen passt und sich doch miteinander arrangieren muss. Gegensätze finden sich sowohl thematisch als auch in der Wahl ihrer Materialien. Ohne Gegensätze werde nichts offenbar, schrieb der deutsche Philosoph Jakob Böhme. Und es sind in der Tat die Gegensätze, die sich in unserem Denken aneinander reiben, uns herausfordern. Kejoo Park schichtet, verdeckt und macht zugleich sichtbar – schafft Unsichtbarkeiten, von denen wir das sehen, was wir bereit sind, erkennen zu wollen

Redemanuskript zur Einführung in die Ausstellung Günther Titz – OUT OF THE DARK

OUT OF THE DARK ist der Titel der Ausstellung von Günther Titz, in die ich heute inhaltlich einführen darf. Out of the dark – Heraus aus der Dunkelheit ist auch leitgebend für Günther Titz' Kunst: Er lichtet, legt frei, macht sichtbar. Etwas aus der Dunkelheit herauszuholen impliziert, dass es bereits da ist, im Verborgenen – es muss gefunden und in das Licht gerückt werden. Dieser Vorgang der Sichtbarmachung wird in Günther Titz' Gemälden und auch bereits in deren Entstehungsprozess besonders deutlich. Er arbeitet mit handelsüblichen braunen Kartons, deren Aufdrucke ihm die Komposition seiner Werke gewissermaßen vorgeben. Dort, wo sich auf dem Karton eine Beschriftung befindet – eine Nummer, Ziffern, Kombinationen aus Zahlen und Buchstaben – übermalt er diese mit einem farbigen Streifen; die Platzierung und Breite des jeweiligen Farbstreifens ist demnach abhängig von der Platzierung und Größe der jeweiligen Beschriftung. Die übrige Kartonfläche ist mit weißer Farbe übermalt und der Karton als solcher nicht mehr ersichtlich. An diesem Punkt schleift Günther Titz Teile der Farbe wieder ab... legt Teile des Kartons somit wieder frei, sodass dieser bruchstückhaft zu sehen ist und bzw. oder durch eine transparente Farbschicht hindurchschimmert. So können wir auf einem Werk beispielsweise lesen „Carton Nr. 401“. Der Karton ist somit präsent, aber aus seinem funktionalen Kontext gerissen. Das fertige Gemälde entsteht durch ein System, eine Ordnung, die dem Karton bereits innewohnt – vorherbestimmt durch seine Funktion, die wiederum Format und Beschriftung bestimmt. Das ursprüngliche Ordnungssystem ist somit umfunktioniert.

OUT OF THE DARK ist auch der Titel der erstmals gezeigten Installation, die Sie im Ausstellungsraum sehen. Das erste, das uns als Betrachter ins Auge sticht, wenn wir den Raum betreten, sind auf dem Boden liegende Quadrate, alle in gleichem Format und jeweils in gleichem Abstand, ca. 4 cm, positioniert. Sie sind in weißer Farbe gehalten, auf ihnen befinden sich schwarze Ziffern und Buchstaben. Auf einer der Tafeln steht 17, auf einer anderen 123678 und darunter 6, auf wieder einer anderen 0712/2. Die Quadrate sind so angeordnet, dass wir keinen bestimmten Standpunkt einnehmen müssen, um ihre schwarzen Ziffern und Buchstaben zu lesen... wir gehen ein Stück... und nun überlegen wir... erkennen Vertrautes wie einzelne Zahlen, die jedoch eher fremd erscheinen, da sie keinen Sinn ergeben. In unserem alltäglichen Leben treffen wir auf Zahlen nur innerhalb eines Kontextes, wir sind mit ihnen nie konfrontiert, ohne dass sie für uns eine Funktion erfüllen. Wir versuchen zu verstehen, die einzelnen Tafeln untereinander zu vergleichen: Könnte dies ein Datum sein, jenes eine Telefonnummer? – Wir kommen nicht weiter, es entsteht eine Art Mysterium...

An den Wänden hängen 12 kleinere, gerahmte Arbeiten, ebenfalls quadratischen Formats. Innerhalb eines großflächigen Passepartouts befinden sich kleine Objekte, unregelmäßig in der Form: Eines sieht aus wie ein Dreieck mit abgeschrägter Ecke, ein weiteres gleicht einer Raute. Sie sind unterschiedlich in der Farbigkeit und auf ihnen sind Informationen gedruckt: Eines der Objekte ist orange mit dem schwarzen Aufdruck der Zahl 4; auf einem anderen sind vier farbige Kreise zu erkennen, darüber steht 20 x 23 x

75; ein weiteres zeigt orangefarbige Zahlen von 1-12. Eines wellt sich in der Oberfläche, hat leichte Knicke – so können wir das Material ausmachen: Karton. Es handelt sich bei den kleinen Objekten um Kartonobjekte mit nicht akkurat geschnittenen, sondern häufig gerissenen Kanten, zerfledderten Ecken.. Sie erscheinen uns fremd, aber nicht völlig fremd, wir ahnen, dass es sich hierbei um etwas handeln muss, das regelrecht aus dem Kontext gerissen ist... und in der Tat – es handelt sich bei den Miniaturen um Bestandteile von kleinen Faltschachteln, die sogenannten Staublaschen. Ihre Funktion ist, das Eindringen von Staub und Fremdkörper in das Innere der Schachtel zu verhindern; bei Einsteckfaltschachteln arretieren sie die Einstecklasche, sodass sich der Deckel nicht mehr öffnen lässt. Als solche nehmen wir sie einzig in ihrer Funktion wahr, hier jedoch sind sie unverändert, einfach abgerissen und als Kunst ausgestellt. Wir haben hier demnach einen unveränderten Alltagsgegenstand als Kunst.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts deklarierte Marcel Duchamp erstmals Alltagsgegenstände, wie u.a. ein Pissoir oder ein Rad eines Fahrrads ohne Eingriff in deren Erscheinungsform als Kunst – so wurde ein gewöhnliches Alltagsobjekt zu einem ästhetischen Kunst-Objekt, dem sogenannten Ready-Made. Durch diese Kunst-Werdung wird der alltägliche Gebrauchsgegenstand nicht mehr funktional wahrgenommen, sondern ästhetisch – wir sehen ein solches Kunst-Objekt anders als gewohnt, beginnen über das Gewohnte nachzudenken und es als Absolutes in Frage zu stellen. Unsere Alltagswahrnehmung ist eine auf Funktionalität reduzierte, selektive Wahrnehmung; die ästhetische Wahrnehmung bringt uns dazu innezuhalten, sie provoziert unsere Aufmerksamkeit und evoziert eine Irritation. Das Kunstwerk ist nicht das, was es vorgibt zu sein – so wie im Theater der Schauspieler nicht Hamlet ist und Hamlet kein Schauspieler ist. Der Alltagsgegenstand in der Kunst erscheint uns vertraut und fremd zugleich – vertraut, da das Alltägliche im Werk präsent ist; fremd, da es die auferlegten funktional gewohnten Ordnungen übersteigt. Der deutsche Philosoph Bernhard Waldenfels (*1934) betont die Bedeutsamkeit dieser Bindung des Fremden an das Vertraute; so müsse das Fremde noch eine Beziehung zum Gewohnten haben, um überhaupt als solches in Erscheinung treten und Wirkungskraft entfalten zu können. Etwas sichtbar machen, es in das Licht rücken – symbolisch, wie die Staublasche, die sonst im Inneren der Schachtel verborgen ist und metaphorisch, wie das Mysterium, das das Kunstwerk erzeugt - zieht eine Verbindung zu Martin Heidegger (1889-1976), der in seiner Schrift Der Ursprung des Kunstwerkes, das Wesen der Kunst als „Sich-ins-Werk-Setzen der Wahrheit des Seienden“ beschreibt. Es sei ein „Geschehnis der Wahrheit“ am Werk, „die Eröffnung des Seienden in seinem Sein“. „Wahrsein“ meint bzw. kommt laut Heidegger nur mithilfe des Kunstwerkes zutage, indem etwas sichtbar gemacht wird. Das Seiende aus seiner Verborgenheit herauszunehmen und es als Unverborgenes sehen und entdecken zu lassen ist nach Heidegger „Wahrsein“. „Falschsein“ hingegen meint für ihn Täuschen im Sinne von Verdeckt-sein. Die Wahrheit, die durch die Kunst an das Licht kommt... - um Heideggers Kriterien zur Bestimmung des Wesens von Kunst auf beispielsweise ein Ready- Made anwenden zu können, müssten wir ihn zunächst auf sich selbst anwenden, um den Kunstbegriff zu erweitern. Wir können Günther Titz' Kunst jedoch als eine Hommage an Martin Heideggers Philosophie verstehen, denn seine Kunst zeigt auf, dass das Wesen der Dinge für uns etwas Fremdes ist und ein Mysterium

erzeugt bei dem Versuch, es mit unseren sinnlichen Wahrnehmungen zu erfassen. Die Vorstellung, die wir uns von den Dingen machen, enthüllt ihr wahres Wesen nicht. Im Kunstwerk hingegen wird die Wahrheit des Seienden in das Sein gesetzt und das Verborgene sichtbar gemacht.

Für uns als Betrachter erscheint eine Art Widerspiel von Sehen und Neu-Sehen, das sich auch beim Betrachten von Günther Titz' Fotografien ereignet. Sie zeigen allesamt Fassaden von Gebäuden, meist Industriegebäude, von außen fotografiert, schräg, in einem Winkel von 45 Grad mit Fokus auf die erste Bildebene. Es sind transparente Glasscheiben zu sehen, Durchlässe, Spiegelungen, die nur schwer bis kaum differenziert klar auszumachen sind. Wir können die Raumsituationen nicht eindeutig ausmachen, sondern geraten in einen Zustand der Mehrdeutigkeit...

In der heutigen Zeit, so Bernhard Waldenfels, sei es wichtig, eine offene und mehrdeutige Haltung einzunehmen. Es käme darauf an, neue Ordnungsformen zu entwickeln, in denen auf vielfache Weise das Ungleichartige durchscheint. Daraus ergäben sich Möglichkeiten einer Übertretung und Verknüpfung von Erfahrungsstrukturen und Erfahrungswelten, die auf ein ‚Außer-ordentliches‘ zielen, ohne es einzugemeinden. Durch die Überschreitung einer bestehenden Ordnung kommt etwas ‚Außer-ordentliches‘ ans Licht, das sich der im Alltag gewohnten Ordnung entgegensetzt, und so werde ein aktives und offenes Sehen provoziert, das die Welt nicht nur widerspiegelt, sondern neu hervorbringt. Denn – so stellt Waldenfels fest – „Wirklichkeit ist nicht, was schlicht der Fall ist, sondern was sich unter bestimmten Auswahlbedingungen verwirklicht.“ Günther Titz setzt in seinen Fotografien Ebenen in Beziehung, erzeugt ein Dazwischen, eine Art körperlicher Erfahrungsraum - Raum für Reflexion, für neue Ideen, die sich durch unser aktives Sehen und Denken verwirklichen, indem wir mit Hilfe seiner Kunst lernen querzudenken, Vorhandenes neu zu sehen, Ordnungen zu überschreiten und ‚Außer-ordentliches‘ zu schaffen.